



Hamburg.

Schlesische Stadt- und Land-Bote,



eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung.

Breslau, den 28. August 1833.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle vierzehn Tage ein Heft, einen Bogen stark, mit einem guten Steindruck, für den Preis von 2½ Sgr., welche bei jedesmaligem Empfange bezahlt werden. Die resp. Abnehmer machen sich immer für einen halben Jahrgang verbindlich. Auswärtige können sich mit ihren Bestellungen an die resp. Post-Kemter oder jede ihnen nahe gelegene Buchhandlung wenden. Alle Diejenigen aber, welche dies Blatt gegen Provision zur Weiterverbreitung übernehmen wollen, werden ersucht, sich in portofreien Briefen an die unterzeichnete Expedition zu wenden.

Expedition und Redaction des Schlesischen Stadt- u. Landboten, in Breslau, Ring No. 51.

Wilhelm Steinmeg.

H a m b u r g,

die wichtigste der deutschen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausflusse der Elbe, an dem nördlichen Ufer dieses Flusses, welcher bis hierher für Seeschiffe tief genug ist. Der Umfang beträgt etwa 22,000 Fuß und die Stadt nebst Vorstädten zählt 150,000 Einwohner. Ein Nebenarm von der Elbe tritt von Osten in die Stadt, theilt sich innerhalb derselben in viele Canäle, die am südlichen Ende sich vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeschiffe ausdehnen. Eine regelmäßige Dampfschiffarth verbindet Hamburg mit London, Amsterdam, Hull, Berlin und Magdeburg. Die Stadt hat 5 Haupt- und 3 Nebenkirchen für den lutherischen Gottesdienst, außerdem eine katholische und 2 reformirte Kirchen, so wie einige Synagogen für 8000 Juden. Die St. Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen zu astronomischen Beobachtungen eingerichteten Thurm wurde 1786 vollendet und hat 1,600,000 Mark Cour. gekostet. Das Aeußere der Börse und des Rathhauses

ist verschönert worden. Merkwürdig sind die Bank, deren Baarschaft unter dem Rathhause aufbewahrt wird, das Admiraltätsgebäude, das Waisenhaus, das neue allgemeine Krankenhaus, die neue Sternwarte, die Schauspielhäuser, die Börsenhalle u. Treffliche Bildungsanstalten sind das Gymnasium und Johanneum. An zweckmäßigen Anstalten für Dürftige, Kranke und die Erziehung armer Kinder steht Hamburg keiner andern deutschen Stadt nach. An der Spitze des Staates steht der Senat (4 Bürgermeister und 24 Rathsherren), welcher sich durch eine künstliche Verbindung von Wahl und Loos selbst ergänzt. Die gewöhnlichen Staatsgeschäfte besorgt der Senat allein, bei außer gewöhnlichen Fällen wird die Bürgerschaft zu Rathe gezogen. Diese ist in 5 Kirchspiele eingetheilt, von denen jedes 36 Bürger zu dem großen Ausschusse der Hundertachtziger abgiebt, und aus diesem Collegium wird das der Sechziger und dann der 15 Oberalten gebildet; jedoch nur der Senat und die Oberalten werden

befolbet. Die öffentlichen Einkünfte waren sehr bedeutend, ohne daß die Bürger von hohen Steuern gedrückt worden wären; allein wegen der schweren Schulden, die die letzten Zeiten über Hamburg brachten, mußten die Abgaben erhöht werden. Das Contingent für das deutsche Bundesheer wird befolbet; bei weitem vorzüglichere Truppen sind die Bürgerschaft, sie ist gleich gekleidet und in den Waffen gut geübt, so daß sie ein Heer von 10.000 Mann, theils Artillerie, theils Reiterei, theils Fußvolk bildet. An der Stelle der ehemaligen französischen Befestigungen sind jetzt parkartige Anlagen. — Karl der Große gründete zwischen der Höhe der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster eine Burg und Kirche, als Vormauer gegen die Heiden; allein erst später erhielt sie den Namen Hamburg; die Bequemlichkeit dieses Ortes zum Handel und zur Fischerei zog viele Anbauer hin, und nach und nach wurde trotz den Einfällen der wilden Heiden, die Stadt außerordentlich erweitert; so daß sie schon im 12ten Jahrhundert als bedeutender Handelsort wurde, und im 13ten sich durch die Mitstiftung der Hanza das Dictorats in der Handelswelt erwarb; das Aufblühen der Hanza blieb für Hamburgs Handel ohne nachtheilige Folgen, und er ist so blühend als vorher. — 1618 wurde Hamburg freie Reichsstadt, obwohl mit manchen Einschränkungen; der 30jährige Krieg und die Unruhen und Kriege der neuern Zeit waren für Hamburg günstig, denn viele vom Rheine, von den Niederlanden und Frankreich flüchteten dorthin. Die vielen Kriege in den meisten Ländern Europas wandten den Handel fast ganz auf Hamburg; dadurch und durch seinen lebhaften Verkehr mit den amerikanischen Freistaaten war es im Anfang des jetzigen Jahrhunderts eine der reichsten Handelsstädte. Allein als 1803 die Franzosen ins Hannoversche einrückten, und den Handel mit England verboten und verhinderten, war auch Hamburg sehr gedrückt und in seiner Thätigkeit gehemmt. Bald nahmen die Franzosen auch von Hamburg Besitz; mehrere Versuche der Hamburger, sich von dieser lästigen Oberherrschaft zu befreien, blieben ohne Erfolg; ungeheure Contributionen wurden jetzt von den Franzosen eingetrieben, die Stadt besetzt und der Handel also noch mehr erschwert; gegen 40.000 Menschen mußten mitten im Winter

auswandern, da sie nicht die Mittel aufweisen konnten, sich ein halbes Jahr lang zu verköstigen; die ganze Umgegend wurde von diesen paar tausend Franzosen völlig niedergebrannt, um nicht dem Feinde Schlupfwinkel zu lassen, wo er ungesehn und plötzlich sich nähern könnte. Erst in den letzten Tagen des Mai 1814, mußten die Franzosen nothgedrungen, Hamburg verlassen. Klein war die Entschädigung, die Hamburg von Frankreich erhielt, ungeheuer sein Verlust; statt der Franzosen blieben die Russen in Hamburg bis zu Ende des Jahres, und dann erst wurde Hamburg sich selbst und dem deutschen Vaterlande wiedergegeben. —

Heinze Dompnig,
der Tyrann Breslau's.

Historische Novelle aus der Vorzeit,

von

Julius Seeliger.

(Fortsetzung.)

Spitze Schneenadeln deckten die Straßen und peitschten den nächtlichen Wandrer ins Gesicht, wie ein Leichentuch verhüllte die dunkle Wolkendecke den Himmel und eifrig pfliff der Nachtwind durch die breiteren Räume des Ringes, als Valentin zwei Saumrosse einem vertrauten Diener an der Ecke der sogenannten Niemerzeile zu halten gab. Ein Pelz schützte ihn gegen des Wetters Ungestüm, um das Haupt hatte er eine Kappe gezogen und sorgfältig prüfte er den Sattel des einen Pferdes, um seiner Fides einen recht weichen Sitz für die gefährliche Nachtreise zu bieten. Dann entblößte er den Dolch, schleuderte die Scheide desselben fort, um ihn so schneller im Augenblick der Noth brauchen zu können und machte den Pelz zurecht, der bald die schönen Glieder seines treuen Mädchens verhüllen sollte. Jetzt lauschte er ängstlich auf den letzten Schlag der Rathshuhr, welche die Mitternachtsstunde verkündete und schlich sich leise an die Hausthüre Fäuslingers, die Ankunft der Ersehnten erwartend. Zu Ewigkeiten dehnten sich ihm die Augenblicke und das Auge wurde fast blind von dem festen Starren durch das nächtliche Dunkel auf die Thüre, als sich diese endlich aufthat und eine verhüllte Gestalt heraustrat. Mit beflügeltem

Schritt eilte er an diese heran, kaum aber hatte er sich ihr einige Spannen genähert, als er von vier kräftigen Fäusten rücklings niedergerissen wurde und Dompnig's langer Stoßdegen ihm in das treue Herz fuhr, während dieser die Hülle aus einander schlug und mit teuflischen Lachen ihm zurief: „da nimmst du zur Abkühlung Eures Liebesfiebers!“ — Nacht umwölkte des Jünglings Auge und mit dem leisen Rufe: „O meine Fides!“ hatte er vollendet. — Alles dieß war das Werk eines Augenblickes und eben so schnell Dompnig und seine Helfershelfer verschwunden. Die Leiche blieb in ihrem Blute liegen. — Eine fürchterliche Bangigkeit hatte Fides schon den ganzen Abend gefoltert, je näher der entscheidende Augenblick rückte, desto mehr wuchs ihre Angst, mit welcher sie an dem Abendtische weilte, dessen Gast heut Dompnig war. Endlich schlug die zehnte Stunde mit ihr die Abschiedsstunde. Dester hatte sie der Landeshauptmann durch rohe Vertraulichkeiten, welche er sich rücksichtslos gegen die künftige Braut erlaubte, beleidigt, oft jagte seine trunkne Laune ihr das Blut in die Wangen, doch nahm sie alles duldsam hin, denn es war ja das letztemal, daß sie sein gefürchtetes Bild vor Augen hatte. Dompnig war fort, der Vater hatte ihn zur Thüre hinausgeführt und kehrte jetzt zurück. Fides reichte ihm Schlafkappe und den weichen Friesrock und entfernte sich, große Schläfrigkeit vorschüßend, und dem Vater einen herzlichen, letzten Gutenachtkuß auf den Mund drückend, der ihr so Schlimmes zugefügt hatte. Kaum aber war sie auf ihrem Kämmerlein und wollte sich zum Gebet auf ihren Gebetsstuhl niederwerfen: als sich Fäustlingers schleppender Gang auf der Treppe hören ließ und dieser mit einer großen Pergamentrolle in der Hand durch die niedrige Thüre eintrat. Er könne nicht einschlafen, versicherte er die Tochter und bat sie, ihm aus Henelii Silesiographia vorzulesen. Ihr Herz zitterte und ihre Finger flogen, als sie die Rolle ergriff, doch mußte sie gehorchen. Unermüdllich war des Vaters Geduld, mit der er zuhörte und unendlich seine Neugierde mit der er stets nach der Fortsetzung verlangte, so oft auch Fides gähmend die Rolle aus der Hand legte. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, schon hatte es längst Mitternacht geschlagen, der Sessel brannte unter ihr, sie glaubte fernes Pferdegetrappel zu verneh-

men, da erhob sich endlich der Vater und schritt mit freundlichem Gutenmorgen hinaus. Schnell warf sich nun die Jungfrau in die Kleider, leichtfüßig schwebte sie die Treppe hinab, und wollte mit dem Schlüssel die Thüre öffnen, als sie mit Entsetzen gewahrte, daß der große Sperrbalken vorgelegt sey, zu welchem der Vater nur allein den Schlüssel führte. Fürchterliche Ahnungen zerrissen ihre Seele und wankend kehrte sie in ihr Kämmerchen zurück. Etwas unerhörtes mußte vorgefallen sein, und Valentin abgehalten haben oder ihre Plan mußte verrathen sein, sie war verloren. Unter den Qualen der Ungewißheit öffnete sie das Fenster, welches auf die entgegengesetzte Seite des Ringes führte, mit aller Gespanntheit ihrer gefolterten Seele lauschte sie auf einen kündegebenden Laut, aber die Nacht lag starr und kalt vor ihr und klagend warf sie sich endlich auf das Bett, dessen Pfühl sie mit ihren Thränen badete, um unter den gräßlichsten Bildern ihrer Phantasie dem Morgen entgegen zu wachen. —

In jenen Zeiten des wilden Faustrechtes, wo ein Mord durch irgend ein kirchliches Motiv oder einige Fuder Ziegeln*) abgekauft werden konnte, war ein Ereigniß, wie das erzählte, nicht eben ungewöhnlich und ohne nach dem Mörder zu forschen, beklagten am andern Morgen die bei der Leiche Valentins Vorübergehenden dessen unglückliches Loos, bis endlich die Stadtsoldaten ihr naheten, um sie in einen stillen Winkel der Kirchhofsmauer beerdigen zu lassen. Ehe aber noch diese ihr trauriges Geschäft vornehmen konnten, stürzte Fides, zu welcher eine erschrockene Dienerin das gräßliche Ereigniß getragen hatte, aus der Thüre und mit einem Schrei des Entsetzens über die Leiche. Kein Laut entfloß hier mehr dem krampfhaft geschlossenen Munde, keine Thräne feuchtete die leichenblasse Wange, aber fest hielt sie den geliebten Todten umschlungen, daß sie selbst anzuschauen war wie eine schon Vollendete und der Schmerz in die Augen der rohen Stadtsoldaten die Thräne des Mitgefühls lockte. Der herbeigerufene Vater und dessen Hausgenossenschaft hob sie mit Gewalt auf und man trug die in todtenähnlichen Starrkrämpfe Liegende in die Wärme und Ruhe

*) Welche dem Gelde gleich geschätzt wurden, da man die hölzernen Gebäude immer mehr mit steinernen und gemauerten vertauschte. —

des Wohnzimmers. Lange blieben alle Versuche des herbeigerufenen Dominikanermönches des Frater Medicus Adalbertus vergeblich und mancher heimliche Fluch gegen den Urheber dieses Elendes und den Mörder Valentin, für welchen der allgemein getheilte Argwohn den Landeshauptmann hielt, tönte leise von den Lippen der Umstehenden, welche in treuer Freundschaft der lieblichen, todblassen Jungfrau zugethan waren. Nur der Meister selbst schien — wenn gleich durch das Leiden ergriffen — doch nicht bestürzt oder überrascht, und suchte die Befangenheit seines bösen Gewissens in einer geschäftigen Mangellichkeit zu verbergen, mit der er die Vorschriften des geistlichen Arztes erfüllte. Endlich erwachte Fides, aber nur um ihre Lebenshätigkeit in den fürchterlichsten Phantasieen zu beurfunden, welche ihre Seele zerrütteten. Ein hitziges Fieber schlug die Leidende in seine glühenden Fesseln und länger denn ein Vierteljahr konnte der treue Arzt, welcher selten von ihrem Bette wich, keine sichere Rettungshoffnung geben. Während dieser Zeit schien auch in Fäustlingers schwarzem Herzen die Stimme der Natur zu erwachen, mit dem Gefühl der Reue gedachte er des ermordeten Valentin, alle seine Schätze hätte er in manchen Augenblicken des heftigen Leidens seiner Tochter für ihre Genesung gegeben und düst'rer Gram lagerten sich auf seiner Seele, da er sich ihren Mörder nennen mußte. Zu dieser heilsamen Erschütterung trug die mondenlange Abwesenheit des Landeshauptmanns, welcher sich zur Bestrafung räuberischer Wegezuger in Oberschlesien befand, nicht wenig bei, und als in den ersten Tagen des Aprils der Frater Adalbertus mit freudebebender Stimme dem Goldschmidt die Nachricht von der zunehmenden Genesung und Rettung der Kranken brachte: da gelobte sich Fäustlinger: dem Landeshauptmann den ganzen Handel aufzukündigen und durch thätliche Liebe gegen sein Kind den Frevel gut zu machen, den er an ihr begangen. Mit — vielleicht zum erstenmale — wahrer Zärtlichkeit näherte er sich daher ihrem Krankenbette und erschöpfte sich in liebender Aufmerksamkeit gegen Fides, deren ungebrochene Jugendkraft zwar den heftigen Krankheitsanfall überwunden hatte, deren Seele aber in starrer Theilnahmlosigkeit der Wirklichkeit entrückt war. Lächelnd hörte sie des Vaters liebende Versicherungen,

wie ein gutes Kind im Traume heitre Bilder belächelt, doch konnte sie nicht zur theilnehmenden Thätigkeit an Erscheinungen ihrer Umgebungen geweckt werden und wie ihr Sinn sonst still und demüthig gewesen war: so lebte sie auch jetzt nur in sanften, aller heftigen Bewegungen entbehrenden Erinnerungen an ihren Valentin. Kein schwärmerisches Verlangen ließ sie den Tod und mit ihm das Wiedersehen des Geliebten wünschen: ihr war ja die gewisse gläubige Ueberzeugung, daß sie einst mit ihm müsse vereinigt werden, und hatte sie gleich vollständig mit dem Leben abgeschlossen; so war sie doch gern bereit, jede Fügung und jeden Schmerz zu ertragen, die Gott über sie verhängen werde. Denn der Muth der Geduld ist die Frucht des Glaubens und ein frommes Gemüth läßt sich durch kein trübes Geschick erbittern, sondern schließt sich noch inniger an den erlösenden Gott in todes-treuer Ergebung. —

So war die wonnige, helle Frühlingszeit gekommen und Fides verließ zum erstenmale das Zimmer, um das gebrochne, sanfte Herz in die frische Natur mit ihrem sehnsüchtigen Grün und goldnen Sonnenstrahlen hinauszutragen und auf dem Grabe ihres Valentin im innigen Gebet das Erfindungsopfer treuer Liebe zu bringen. — An demselben Tage kehrte Dompnig an der Spitze seiner Reisigen nach Breslau zurück und wie er siegreich seinen Zug beendet hatte, so brachte er auch reiche Beute zurück und goldne Schätze bargen sich in den weiten Schläuchen der Päckesel. Kein Jubel der Menge begrüßte den Gefürchteten, der durch die volkreichen Straßen, nur von der Neugierde theilnahmlos begafft, ritt und nachdem er die nöthigsten Geschäfte beendet hatte, nach Fäustlingers Wohnung eilte. Sein sinnliches Verlangen zog ihn gewaltig zu Fides und hatte er sie auch krank verlassen, so war er doch, bei seiner Verachtung des zweiten Geschlechtes, dessen Wandelsinn und Eitelkeit er nur an den schlechtesten Geschöpfen desselben hatte kennen gelernt, fest überzeugt: daß Fides wieder genesen seyn und sich nun gern in seine Arme werfen werde. Den Mord Valentins hatte er als etwas Gewöhnliches, durch die Nothwendigkeit Herbeigeführtes längst vergessen, und selbst die Erinnerung daran beunruhigte ihn nicht, da schon größere Frevel sein Gewissen belasteten, welche er nach

seinen religiösen Ueberzeugungen durch Werkheiligkeit und strenge Uebungen eines Gebetes, wovon sein Herz nichts wußte, gesühnt hatte. — Der Empfang Fäuslingers war scheu und verschlossen, Dompnig aber kannte seinen Mann zu gut, als daß er das Mittel hätte verfehlen sollen, die alte Vertraulichkeit wieder zu erwecken. Bald leuchteten goldne und silberne Geschenke dem Meister in die leicht geblendeten Augen, die Strahlen eines seltenen Smaragds, welchen der Landeshauptmann vom Finger zog, um seinen wackeren Vater damit zu beschenken, drängten die letzten Neugebanten aus dem Herzen des Goldgierigen und bald waren sie wieder die Alten. Neuerdings gelobte Fäuslinger dem Brautwerber die Hand seiner Tochter und man setzte die Hochzeit auf die ersten Tage des Juli fest. Während dieses Gespräches trat Fides in das Zimmer. Ihr Herz bebte in nie gefühlten Schreck zusammen, als sie Dompnigs Gestalt erblickte, in welchem sie nur zu sicher den Schöpfer ihres Unglücks ahndete, und es diente ihrer leiblichen Erschöpfung zum Vorwande, daß sie einen Sessel nahm. Die Ermüdung hatte ihre Lilienwangen geröthet und ihre Augen leuchteten in himmlischer Verklärung, welche das Gebet auf Valentins Grabe über ihr Herz verbreitet hatte. Schöner hatte sie der Landeshauptmann nie gesehen und seine wilde Begierde entbrannte. Höflich begrüßte er sie und nachdem das Gespräch sich kurze Zeit um Dompnigs Kriegsthaten gedreht hatte, entfernte sich Fides. — Schon den andern Tag erneuerte Fäuslinger bei der Tochter seine Bitten wegen Dompnigs Werbung und fand ein duldsames Ohr. Wie sollte auch jetzt noch das Mädchen widersprechen? Ihr Glück und ihre Seele war im Himmel, was kümmerte es sie, was das Schicksal über sie auf Erden noch verhängte? Sie sah Alles als eine Fügung Gottes an und ihre ganze Energie bestand in treuem Gehorsam gegen diesen. So gab sie sich duldsam des Vaters Willen hin und nicht krankhafte Empfinderei, sondern gläubige Ueberzeugung stellte in ihr den Entschluß fest, dem Landeshauptmann ihre Hand zu reichen.

(Beschluss folgt.)

Der Liebe Opfer.

(Eine wahre Begebenheit.)

Von Castelli.

Nach Cleve, der Hauptstadt des Herzogthums gleiches Namens, wurde am Schlusse des Jahres 1795 eine Abtheilung der zwanzigsten Brigade, in welcher auch Louis Gerard seit nicht gar langer Zeit diente, beordert, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Diese Stadt war damals noch nicht mit Frankreich vereinigt, aber gemäß einer mit Preußen abgeschlossenen Convention sollten die Truppen der Republik sie bis zur Unterzeichnung des Friedens zwischen den kriegsführenden Mächten militairisch besetzen.

Für jeden Andern, als für Louis, wäre der Aufenthalt in Cleve sehr angenehm gewesen, sehr gastfreundliche Bewohner, herrliche Spaziergänge und was für den Soldaten das Wesentlichste ist, sehr wohlfeile Lebensmittel machten diese Stadt zu einer der besten Garnisonen, welche man finden konnte. Allein es giebt Kummer, welchen weder Veränderung des Ortes noch die angenehmsten Lebensverhältnisse zerstreuen können. Louis empfand einen solchen. Während er gehorsam den Befehlen seines Vaterlandes, sein Blut zur Vertheidigung desselben vergoß, versprigten Tyrannen das Blut seiner ganzen Familie auf dem Schaffot. Bei der Nachricht dieser entsetzlichen Begebenheit entfloh er heimlich aus dem Hospitale zu Hagenau, wo er einer schweren Verwundung wegen lag, mit dem festen Entschlusse, Rache, volle Rache an den Mördern der Seinigen zu nehmen. Allein Entkräftung und Wuth erschöpften ihn bald so sehr, daß er ohnmächtig niederfiel, und ohne Bewußtsein nach Hagenau zurückgebracht wurde.

Seine Genesung ging langsam von Statten, endlich aber war er so weit hergestellt, daß er sein Corps jenseit des Rheins wieder auffuchen konnte. Mit innerem Grimme und der heftigsten Begierde, Rache zu nehmen, that er es. Nicht lange nachher trat der Sohn von einem der Henker seiner Familie als Unterofficier bei der Brigade ein. Louis Augen glänzten und er sah in ihm das Opfer, welches ihm das Schicksal sandte, um die Mäuen seiner Eltern zu sühnen. Gegen ein verwundetes Herz kämpft der Verstand

vergebens, und die Mittel zur Ausführung werden nicht lange abgewogen. Gerard und Charles Marat trafen sich, ein Streit entspann sich, die Säbel wurden gezogen und beide fielen blutend. Charles Marat starb und Louis kannte die Strenge der Geseze. Sein Kommandant, von dem ganzen Vorfalle unterrichtet, nahm an Louis Unglück und an den Gründen, die ihn zum Duell bestimmten, großen Antheil, und da er den braven jungen Mann auch seiner Tapferkeit wegen schätzte, ignorirte er das ganze Duell und sandte Louis zur 20sten Brigade, indem er ihn dem Obersten aufs Angelegentlichste empfahl.

Gerard kam in Cleve bei der Brigade an, und erwarb sich auch hier in kurzer Zeit durch seine Bescheidenheit, Redlichkeit und Genauigkeit im Dienste, durch seinen Muth und Gehorsam die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden. Er theilte zwar nicht die Unterhaltungen der letzteren; sondern blieb lieber allein; denn eine sanfte Melancholie hatte sein Innerstes ergriffen, desto mehr aber verband er sich mit der achtungswerthen Familie, bei welcher er im Quartier lag.

Diese Familie bestand aus vier Personen, dem alten Müllner, einem Antiquar, dessen Sohne Gustav, als Secretair bei der Regierung angestellt; und zwei Töchtern, Alexandrine und Dorothea, wovon die erste 17, die zweite 16 Jahr zählte.

Die ganze Familie gewann Gerard außerordentlich lieb. Er suchte sich auch ihr Wohlwollen auf alle mögliche Weise zu gewinnen. Bald sprach er mit dem alten Müllner von seinen Reisen, und beschrieb ihm mit Kennerworten die Alterthümer, die er gesehen hatte, bald unterrichtete er Gustaven in der französischen Sprache, dann wußte er sich wieder von dem Chef der Regimentsmusik Märsche zu verschaffen, welche den Mädchen wohlgefallen hatten und übersezte sie ihnen für das Pianoforte, oder ließ sich neue Bücher von Köln kommen, die er ihnen des Abends vorlas. So schloß sich der Fremde immer fester an alle Mitglieder des Hauses, und schien mit ihnen nur eine Familie auszumachen.

Die Mitte des Winters war vergangen, und Gerard bemerkte die zärtliche Zuneigung, welche Louis und Dorotheen vereinigte. Das Mädchen, freimüthig

und offen, wie sie war, machte auch gar kein Geheimniß daraus, und der junge französische Soldat, der keine Verwandten mehr hatte, keine Freunde, als seine Waffenbrüder, keine Hoffnung, als seine Fahne, verbarg das Vergnügen nicht, welches ihm die Hoffnung gewährte, sich einer so achtungswerthen Familie anzuschließen. — Gustav wurde von den beiden Liebenden dazu erwählt, dem Vater ihre Liebe zu entdecken. Er that es mit allem Feuer der Geschwisterliebe und der Freundschaft, konnte aber von dem Alten doch nur folgende Antwort erhalten: „Wenn mir Gerard ein Capitainsbrevet zeigt, oder ein Einkommen von 600 Thälern ausweist, so ist Dorothea die Seinige.“

Diese Worte schlugen den armen Louis ganz zu Boden. Das Vermögen seiner Familie war nach deren Hinrichtung eingezogen worden und an eine Kapitänsstelle war bei all' seinen vorzüglichen Eigenschaften, wohl noch vor einigen Gelegenheiten sich auszeichnen, nicht zu denken. Traurig und in sich gekehrt schlich der Arme umher und faßte endlich in seiner Verzweiflung einen eben so sonderbaren als kühnen Entschluß, zu dessen Ausführung er auf der Stelle Alles vorbereitete.

Dorotheens Vater trieb nicht nur Handel mit Alterthümern, sondern hatte sich auch immer das Seltenste und Vorzüglichste für sich behalten, so daß er jetzt eine der bedeutendsten Sammlungen von Antiquitäten besaß. Alte Münzen, Vasen und Waffen u. s. w. galten ihm mehr als Gold, und wenn er durch seinen Handel nur so viel verdienen konnte, daß er sich mit seiner Familie durchbrachte, so war ihm das schon genug. Louis beschloß, sich Alterthümer zu verschaffen und wäre es auch mit Gefahr seines Lebens, um das durch den Alten für sich zu gewinnen.

(Bechluß folgt.)

Originelles Verbrechen.

Vor einigen Jahren wurde zu Kalkutta in Ostindien ein Mensch gehangen, der ein ganz beispielloses Verbrechen begangen hatte. Er war ein so ausgezeichnete Schwimmer, daß er unglaublich große Strecken unter dem Wasser fortschwimmen konnte. Diese Kunst

benutzte der Bösewicht dazu, sich den eingezäunten Badeplätzen der vornehmen indianischen Frauen unter dem Wasser zu nähern; alsdann ergriff er ungesehen eine derselben bei den Füßen, zog sie unter das Wasser, ertränkte sie und beraubte sie alsdann ihres Schmucks; denn die indianischen Frauen pflegen stets mit allen ihren Juwelen zu baden. Die Umstehenden, welche das Verschwinden der Badenden sahen, glaubten, daß ihre Gefährtin von einem unter dem Wasser verborgenen Krokodill geraubt sei, und überall hörte man Verwünschungen gegen diese schrecklichen Thiere. Endlich aber trug es sich zu, daß ein Mädchen sich glücklicherweise losmachte und entkam, und zum Erstaunen Aller sagte, es sei kein Krokodill, sondern ein Mann, der nach ihr gegriffen habe. Dieses leitete zur Entdeckung des Mörders und er gestand, daß er schon sieben Jahre lang dieses Handwerk getrieben habe.

Der unnütze Verbrauch.

Ein Herr von Z. aus W., der sich zu Paris aufhielt, hörte dort von dem überall feilgebotenen Macassaröl, daß es die heilsame Wirkung haben solle, das Haar wachsen zu machen. Da er eine Glage hatte, so kaufte er davon 20 Flaschen, in der Absicht, erst nach seiner Rückreise in seinem Wohnorte davon Gebrauch zu machen. Sie wurden eingepackt, und bei seiner Ankunft in W. übergab er sie seinem Bedienten, mit dem

Auftrage, solche sorgfältig aufzubewahren und ihm täglich des Morgens und Abends die kahle Stelle des Scheitels damit einzureiben. Da der Bediente ihn über diesen Befehl mit auffallender Verwunderung anstarrte, sagte er zu ihm: „Es kommt dir sonderbar vor, daß du mir den Kopf so oft einsalben sollst, das hat aber seinen guten Grund; nach dem Verbrauche des Dehls wachsen die Haare wieder.“ Der Bediente befolgte den Auftrag seines Herrn pünktlich. Nach Verlauf einiger Wochen machte jedoch der Herr die Bemerkung, daß das Dehl, womit ihn sein Bedienter einrieb, gegen das frühere einen sehr üblen Geruch habe. „Was ist denn das für ein Dehl?“ fragte er; „es stinkt ja!“ — „I' gnädiger Herr, 's ist das nämliche.“ — Herr von Z. berührte die eingeriebene Stelle mit der Hand, roch an solche, und verspürte einen höchst widerlichen ranzigen Geruch. — „Kerl das ist Macassaröhl nicht!“ — Der Bediente erschrak sichtbar, und gestand endlich, da der Herr die noch vorrätigen Flaschen verlangte, daß keine mehr vorhanden wäre. — „Schurke, wo hast du sie denn gelassen?“ — „Gnädiger Herr!“ sagte jetzt der Bediente, „nehmens nur nicht ungnädig. Ich habe sie verbraucht. Auf der Reis' ist mir mein Pelz ganz abgeschunden, da nun darnach das Haar wieder wachsen soll, hab' ich damit meinen Pelz eingeschmiert, 's ist aber viel Windbeutelei, könn's mir glauben, die Haare sind doch nicht darnach g'wachsen.“

M i s z e l l e n.

A n e c d o t e n.

Aus dem Schloffenster zu Berlin hörte Friedrich der Große einst die Schüler des grauen Klosters in der Burgstraße das Gellert'sche Lied singen: Wie groß ist des Allmächtigen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos sein!“ sagte er, „weil sie es duldet, daß die Jungen so elend singen!“

„Wenn ich für nichts Geld auszugeben habe, so muß ich es für meinen Hut thun“, sagte Friedrich der Große einst zu dem Baron Pöllnitz; „Jeder grüßt mich, und ich muß Jedem danken.“ „Warum thun das Ew. Majestät? Ich will Ihnen beweisen, daß Sie dies gar nicht nöthig haben.“ —

„Beweise Er mir vorher, daß meine Unterthanen weniger Menschen sind, als ich,“ erwiderte Friedrich.

Napoleon sagte einst zu dem Gouverneur von Sevilla: „Wenn sich die Stadt nicht binnen 3 Tagen ergiebt, so lasse ich Alles rasiren.“ — „Das werden Sie nicht wagen, Sire,“ sagte der spanische General. — „Und warum nicht?“ — „Weil sie den Titel: Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes und Vermittler der Schweiz, nicht den Titel: Barbier von Sevilla beifügen werden.“

Zur Ostermesse im Jahre 1815 fand sich in Leipzig unter mehreren Juden bei einem dasigen Kaufmann auch einer sei-

ner Ältesten Handelsfreunde, mit Namen Silberfeld ein. — Der Kaufmann sagte ihm einige Artigkeiten, zumal da er in guten Umständen war und viel einzukaufen pflegte, und unter Andern bemerkte er auch: „Sie haben einen recht schönen Namen.“

„Nur für diese Messe paßt er nicht,“ versetzte der Jude: „denn es heißt hier nicht Silberfeld sondern Silber feld.“

Der Consistorialrath N. war nach deutscher Sitte gewohnt, seinen beiden Knaben, wenn er aus einer Gesellschaft kam, Kuchen oder Konfekt mitzubringen, um sie damit zu erfreuen, nachdem sie ihm einen biblischen Spruch oder eine Stelle aus dem Katechismus her sagten. Eines Tages, als er vom Weine erheitert, nach Hause kam, ließ er seine Knaben rufen und befahl ihnen, einen Spruch aufzusagen, wenn sie Konfekt haben wollten. Um sie recht begierig zu machen, hielt er in beiden Händen ein Stück Bisquit hin. Augenblicklich begannen die Knaben: „Er will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder.“

Vor alten Zeiten durfte kein Weib auf dem Theater zu London erscheinen. Als Karl II. über dem langen Warten in Ungeduld ausbrach, entschuldigte sich der Direktor und sagte: die Königin wäre noch nicht rasirt.

Die Frau eines Kaufmanns aus Liverpool entfloh mit ihrem Verführer und nahm die Kleinodien und das Geld ihres Mannes mit. Sie wurden von der Polizei verfolgt, und man war nahe daran, sie zu ergreifen, als sie noch zeitig genug davon benachrichtigt wurden, um sich in dem Gasthose, wo sie waren, zu verbergen; ihre Habe aber konnten sie nicht mehr mitnehmen. Das Gericht bemächtigte sich derselben, und indem dem Manne sein Eigenthum zugestellt wurde, sagte der Röhler zu ihm: „Hier ist das Ihrige, Ihre Frau bekamen wir unglücklicher Weise nicht.“ — „Sagen Sie glücklicher Weise,“ erwiderte der Mann, „es ist dies ein Geschäft, wobei ich sehr viel gewinne.“

Als die Luftschifferin, Demoiselle Garnerin, die sich Aëroporistin nannte, im Herbst des Jahres 1829 nach Berlin gekommen war, um mit einem Luftballon emporzusteigen und mit einem Fallschirm sich wieder zur Erde herabzulassen, hatte

sie an dem Tage, wo sie dem Publikum dies Schauspiel gab, die Vorkehrung getroffen, daß in dem Cirkus, aus welchem sie emporsteigen wollte, Niemand ohne ihre Erlaubniß eingelassen werden dürfe.

Zu diesem Ende war an der Thüre des Cirkus ein Wächter postirt. Sie kam nun selbst, um in den Cirkus zu gehen; aber der Wächter, der sie nicht kannte, verweigerte ihr, seiner Instruktionen tren, den Eingang.

Verdrießlich rief sie:

„Über mon dieu, ic bin Garnerin, Garnerin!“

„Ja, ic seh't woll,“ erwiderte der Wächter: „daß sie gerne ein will, aberst et geht doch nich!“

Es hielt schwer, ihn eines Bessern zu belehren.

Ein Arzt verschrieb einem Kranken Tropfen und erfuhr, als er ihn besuchen wollte, daß er eben jetzt im Bade sitze. Da er dies nicht den Umständen angemessen hielt, so fragte er den Kranken, wer ihm denn ein Bad befohlen habe? „Sie selbst,“ erwiderte der Kranke, „auf dem Zettel des Arznei-glases stand: Täglich dreißig Tropfen in Wasser zu nehmen.“

Helvetius, in seiner Jugend sehr schön, saß einst im Foyer des Theaters bei der Schauspielerin Gauffin und unterhielt sich mit ihr.

Ein Finanzpächter näherte sich und sagte zu ihr so laut, daß es Helvetius hören konnte: „Mademoiselle! würden Sie wohl 600 Louisd'or für einige Gefälligkeiten anzunehmen die Güte haben?“ —

„Mein Herr,“ erwiderte sie ebenfalls so laut, daß es Helvetius hören konnte, indem sie auf diesen mit der Hand zeigte: Ich bin erbötig Ihnen 200 zu geben, wenn Sie morgen Vormittag in dieser Gestalt mich besuchen wollen.“

Auflösung der Homonyme in Nro. 17:

B o r s c h l a g.

H o m o n y m e.

Hart und strenge wärs't Du, hättest nimmer das Ganze
Je im Leben gezeigt, sagte ein falsches Gerücht;
Denn jüngst, als man mit Stößen dich Abends plötzlich zerbläute,
Zeigte ein lautes Geschrei, daß Dir das Ganze nicht fehlt.

In Commission bei G. P. Ueberholz, Buch- und Musikhandlung in Breslau (Ring- und Kränzelmart- Ecke).

Breslau, gedruckt in der Richterschen Buchdruckerei (Weidenstraße, Stadt Paris).